

Jugend=Vorwärts

Nr. 10

Beilage zum Vorwärts

21. Oktober 1928

Dem Ziel entgegen!

Sozialistengesetz. Wir Jungen kennen die Kampfzeit der sozialistischen Bewegung, die dieses Wort umschließt, nur noch vom Hörensagen. Wenn nach der harten politischen Alltagsarbeit eine Stunde der Besinnung bleibt, dann steigt in den Erinnerungen der Alten diese Zeit brutaler Machtpolitik gegen den „inneren Feind“ auf, und unfassbar erscheint es uns, daß länger als ein Jahrzehnt die sozialistische Bewegung unter ein Ausnahmegesetz gestellt war, daß jeder, der es wagte, auch nur im kleinen Kreis sozialistische Gedanken zu äußern, fürchten mußte, um Brot und Arbeit gebracht, ja des Landes vertrieben zu werden und fern von Familie und Arbeitskreis im Exil leben zu müssen. Und wenn dann die Aelteren mit leuchtenden Augen berichten von dem ununterbrochenen Kampf mit Polizei und Gericht, dann steigt in uns eine leise Sehnsucht auf nach diesem Heldenzeitalter des Sozialismus, das so offensichtlich von jedem einzelnen Anhänger den Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit forderte. Wir verstehen dann aber auch, warum die Generation vor uns so stolz ist auf das bisher Erreichte. Es liegt eine Welt zwischen dem 21. Oktober 1878 und dem 21. Oktober 1928. An der Spitze der Regierung des Reiches, dessen letzter Monarch die Erziehung der Sozialisten als legales politisches Kampfmittel propagierte, steht ein Sozialdemokrat; der Staat, der in der Bekämpfung der Sozialdemokratie mit einem Schneid vorging, der ihm den Haß der ganzen Welt zuzog, Preußen, wird heute geführt von Sozialdemokraten. Die Partei, die man mit Gesetzesbeschlüssen aus der Geschichte ausmerzen zu können glaubte, steht heute in der Politik des Reiches als mächtigster politischer Faktor. Fast zehn Millionen Männer und Frauen sehen in ihr ihre politische Vertretung, und kein Ansturm von rechts und von — links vermag das Wachsen der Bewegung zu hindern.

Alles das wird in diesen Tagen in den Herzen und Hirnen der Männer und Frauen lebendig, die vor fünfzig Jahren mit jugendlicher Begeisterung zur Partei der Befreiten und Entrechteten stießen, die alle Opfer auf sich nahmen und nicht müde wurden, dem Ideal zu dienen, seiner Verwirklichung den Weg zu bereiten. Ihr Leben war Mühe und Arbeit, es war Not und Kampf, aber es war ein reiches Leben, und dieser Erinnerungstag, den wir jetzt feiern, ist ein großer Siegestag, ist die Feier eines beispiellosen Aufstiegs einer politischen Bewegung, die noch immer vorwärts drängt.

Wir Jungen können diese Siegesfeier nur mitfeiern als Angehörige der gleichen Bewegung, aber nicht als Mitstreiter, denn unser Lebenswerk beginnt erst jetzt. Sagt uns nun aber der 21. Oktober 1928 nichts, wollen wir ihn nur mitfeiern zum Zeichen unserer Treue zur Bewegung, oder weist er auch uns für unsere Aufgabe Weg und Ziel? Wir sollen aus der Geschichte lernen, und gerade aus dem halben Jahrhundert Geschichte deutscher Arbeiterbewegung können wir unendlich viel lernen. Gewiß, die Zeiten eines Sozialistengesetzes sind vorüber, sie werden in Deutschland nicht wiederkehren, und wir brauchen deshalb nicht Träumereien darüber nachzuhängen, wie wir diesen Kampf gegen das „Gesetz“ führen würden. Aber der Kampf um

den Sozialismus ist noch nicht zu Ende. Wir stehen noch mitten drin in dem Ringen um eine Neugestaltung von Staat und Wirtschaft im sozialistischen Sinne. Und dieses Ringen erfordert ebenso den ganzen Menschen wie die Zeit des Erstsenzkampfes der Bewegung. Die Kraft, die damals die Bewegung erhielt, die resillose Hingabe des einzelnen an die Partei, an die Bewegung, muß auch heute lebendig bleiben. Darum soll uns der 21. Oktober zum Mahner werden, und jeder einzelne soll sich an diesem Tag geloben, der Bewegung zu dienen mit der Treue und Selbstopferung, die die kleine Schar der Anhänger des Sozialismus erfüllte, als sie 1878 den ungleichen Kampf mit den Machtmitteln des alten Deutschlands aufnahm, weil sie an ihr Ideal glaubten.

Doch noch mehr sagt uns Jungen der 21. Oktober 1928. An dem Vergangenen, an seinen Erfolgen und Fortschritten haben wir kein Verdienst; aber wir tragen die Verantwortung für das Heute und Morgen. Unsere Aufgabe ist die Fortführung des Kampfes der Väter, die Krönung ihres Lebenswertes. Die Demokratie haben sie erkämpft, wir müssen dem Sozialismus zum Sieg verhelfen. Der Weg ist frei für den Bau der neuen Ordnung, für die endgültige Befreiung des arbeitenden Menschen aus dem Unrecht der kapitalistischen Wirtschaft. Die Aufgabe ist riesengroß; aber wenn wir sie anpacken mit der Treue, mit der Opferbereitschaft und mit dem zuversichtlichen Glauben an die Größe unseres Ideals, mit der die Väter ihre Aufgabe lösten, dann werden wir vorankommen.

Die Zeit stellt jeder Generation eine andere Aufgabe, und jede ist in ihrer Art groß genug, um den ganzen Menschen zu erfüllen. Wenn wir heute zurückblicken auf das Lebenswerk der vorangegangenen Generation, dann wollen wir auch uns Klarheit darüber schaffen, daß wir ein Recht zum Mitfeiern nur haben, wenn dieser Tag uns ein neuer Anfang ist; wenn wir uns verbinden in dem festen Willen, daran zu arbeiten, daß am Tage des fünfzigjährigen Geburtstags der Deutschen Republik, die unser Jugenderlebnis war, diese Deutsche Republik eine sozialistische Republik der Arbeit geworden ist.

Der Weg ist gewiesen. Partei und Jugendorganisation benutzen die Feiern des 21. Oktober als den Auftakt zu einer neuen Werbeaktion für die sozialistische Bewegung. Dem Sozialismus und seinen Organisationen neue Anhänger zu gewinnen, ist eine der vornehmsten Aufgaben der Gegenwart, und darum wollen wir Jungen in die erste Reihe treten, wenn es gilt, in zäher Kleinarbeit diese Werbung durchzuführen. Das ist die beste Form des Dankes, den wir den Vätern für ihr Lebenswerk abstatten können, daß wir Hand anlegen und weiterbauen. Die Formen des politischen Kampfes haben sich geändert, aber das Ziel unseres Kampfes ist unverändert: Es ist die Befreiung des arbeitenden Menschen, es ist die Schaffung der neuen sozialistischen Welt. Wir wollen diesem Ziel dienen, Stunde um Stunde, Tag um Tag und Jahr um Jahr, bis endlich doch von allen Höhen in unserem Land die roten Siegesbanner wehen. Dieses Gelöbnis sei unser Gruß am Erinnerungstag des Sozialistengesetzes.

Die Jugend unterm Sozialistengesetz.

An dem Kampf gegen das Sozialistengesetz hat auch die Jugend großen Anteil gehabt. Das eigentliche politische Leben spielte sich in den geheimen Zusammenkünften ab, und da hieß es denn auch für die Jugend: Helft mit bei dem großen Befreiungskampf eurer Klasse! Und die Jugend folgte begeistert diesem Appell. Besonders bei der Verbreitung verbotener Schriften war sie oft „ausführendes Organ“. So wuchs in ihr früh ein starkes Verantwortungsgedühl. Um die Parteiorganisation trotz des Verbots aufrechtzuerhalten, gründeten die Genossen häufig „Theaterklubs“ und sonstige Geselligkeitsvereine. Der erst zwanzigjährige Julius Bruhns, gebürtig an der Boffertante, wurde Mitglied eines solchen „Theaterklubs“; denn, wie er in der Schilderung seiner Jugendzeit sagt: „Mein Eifer und meine schon erprobte Tätigkeit für die Partei verschafften mir trotz meiner Jugend die Ehre, an den Beratungen immer teilzunehmen. . . Ich nahm eifrig an jeder geheimen Versammlung teil, mochte sie auch oft stundenlange Märsche erfordern.“

Nach der Ausweisung des Leiters des Theaterklubs wurde Bruhns zum „Direktor“ gewählt. Er nahm die Wahl an, obgleich er wußte, daß er sich dadurch der Polizei äußerst verdächtig machte. Bald war man ihm denn auch auf der Spur und hielt bei seiner Mutter, bei der er wohnte, Haussuchung ab, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen, da Bruhns die verbotenen Schriften, den „Sozialdemokrat“ usw. auf dem Spelcher versteckt hatte und die Gesezeswächter bei der herrschenden Jullihige nicht hinauffsteigen wollten. Eine weitere, durch schändlichen Verrat herbeigeführte Haussuchung folgte, die ihm, dem erst Einundzwanzigjährigen, am 16. August 1881 die Ausweisung aus seiner Heimatstadt Hamburg einbrachte. Seine Tätigkeit für die Partei setzte aber Bruhns in verstärktem Maße fort, durch das große Vertrauen der Genossen wurde er denn auch als Dreißigjähriger in den Reichstag entsandt.

Mit welchen Schwierigkeiten das Einschmuggeln des in Zürich gedruckten „Sozialdemokrat“ verbunden war und in welchem Maße Augenblicke daran beteiligt waren, das schildert J. Belli in seinem prächtigen Buche „Die rote Feldpost unter dem Sozialistengesetz“. Seinem jüngeren Bruder, der sich mit Zeitungen auf der Reise befand, stieß folgendes zu: „Auf dem Postamt in Singen wollte es der Zufall, daß ein für den Empfänger bestimmter Dedadresszettel in dem Paket sich lockerte, zum Beschluß herauspflückte und gerade auf den Posthalter fiel. Mein Bruder besichtigte den Zettel, aber der Beamte hatte es gemerkt und schöpste Verdacht auf etwas Ungehöriges. Den Aufgeber ließ er zwar seiner Wege ziehen, doch sandte er zur Gendarmerie, denn bald wurde Bruder Hans von einem Berittenen eingeholt und nach Radolzell ins Gefängnis gebracht.“

Hans hatte noch eine größere Anzahl in Briefstüvers verpackte Eingekaufene bei sich. Man verlangte, daß er sie öffne, er lehnte dies aber ab, da die Briefe nicht sein Eigentum, sondern ihm zur Besorgung anvertraut seien. Schließlich erbrachen die Herren selbst die Briefe. Es hatte noch niemand eine Ahnung von der Existenz des „Sozialdemokrat“. Darum gab es seltsame Gesichter, als er so unerwartet zum Vorschein kam.

Hans war ebenso „erstaunt“ wie die Herren und gab an, diese Dinge von dem „großen Unbekannten“ erhalten zu haben. Da er gerade ohne Arbeit sei, so habe er diese Besorgung gegen Entgelt übernommen. Dabei blieb er auch trotz aller Versprechungen und Andeutungen, die man ihm machte. Er versprach aber schließlich, jenen Unbekannten, den er in Konstanz wieder zu treffen hoffe, der Polizei zu überliefern.

Belli, der von Beruf Schuhmacher war und eine eigene Werkstatt besaß, hatte auch einen prächtigen Vehrungen, der eifrig bemüht war, den „Sozialdemokrat“ mit zu schmuggeln. Ueber ihn berichtet er: „Außer der Probenummer des „Sozialdemokrat“ fiel der Polizei lange nichts Erhebliches mehr in die Hände, obwohl sie uns hart auf den Fersen war. Ende August 1880, einige Tage nach dem Wüdener Kongress, erbeutete sie aber den größten Teil der Nummer 39. Der Ballen war zu Schiff an einen Ort am deutschen Seeufer gebracht worden. Mit dem Bergen der Ware war mein Vehrjunge betraut, der sonst zuverlässig war. Doch in einer romantischen Anwandlung konnte er es nicht übers Herz bringen, einem Schulfreund zu verschweigen, was er für ein Kerl sei, der bei der Vorbereitung zur „großen Revolution“ mit tätig wäre. Das patriotische Gewissen des anderen Jungen fand keine Ruhe, bis er dem Bürgermeister Kunde von der „Verschwörung“ gab. Der Bürgermeister zog mit den Gemeinderäten, dem Büttel und anderen bewaffneten Helfern nach dem Wohnhaus der Eltern des Vehrjungen, um die Verschwörer zu fangen. Dort erbeuteten sie die Nummer 39. Es gab großen Auflauf im Dorfe, die Gendarmen wurden von Konstanz herbeitelegraphiert. Der Vehrjunge war nicht mehr da, und den Eltern konnte nicht nachgewiesen werden, daß sie etwas mit der Sache zu tun hatten.“

Wieder war man einmal hinter Belli her, um die gefährliche Ware abzufangen. Bellis Frau hatte gerade die Sachen fortgebracht, als auch schon die Polizei erschien und Haussuchung hielt. Die Polizei mußte aber unverrichteter Sache abziehen, denn Bellis Vehrjunge führte die Polizei so irre: „Die im Koffer befindliche Nummer 40 mußte im Elsaß in kleinen Paketen weiterbefördert werden. Die Polizei vermutete, daß ich solche Reisen mache, und ließ meinen Vehrhuben durch einen Spenglerjungen ausfragen, wann ich abreife und wohin. Mein Vehrjunge erzählte: nach Romshorn und von dort nach Friedrichshafen. Der Spenglerjunge legte es seinem Onkel und dieser Oheim war ein Konstanger Schuhmann.“

Am anderen Tage stieg ich in Kreuzlingen ein, auf der nächsten Station aus und ging zu Fuß nach Hause zurück. Die deutsche Polizei hatte sich vergewissert, daß ich abgefahren sei, und schickte mir auf dem Dampfschiff zwei Leute zu meiner Verhaftung nach. Mein Vehrjunge begab sich abends an die Landungsstelle in Konstanz und betrachtete hinter einem Baum die Gesichter der leer zurückkommenden Schupleute.

„Er ist nit komma“, meldeten sie dem Wachtmeister, der da wartete. Dieser meinte: „hm, er ist doch ganz bestimmt heute morgen abgereist.“

Ich war inzwischen auf der anderen Seite nach Kotmar gefahren. Meinen Gepäckstein gab ich einem Dienstmann, der die Ware zu erheben und in einem „Gasthof zur Stadt Breisach“ zu bringen hatte.“

Ferner erzählt Belli vom „alten Rheinbold“, der, von Beruf Seiler, beim Militär weiterdiente, Unteroffizier, Grenzfäger, Postenführer und Kontrolleur war, wie er mit seinem sechzehnjährigen Sohne, der ihn manchmal noch an Kühnheit übertraf, in den Dienst des Schriftenschmuggels trat und unter allerlei Abenteuern die Sache meisterte. Der Kahn des Alten wurde von der Behörde, die von seiner Schmuggelertätigkeit erfahren hatte, im Gondelhafen zu Konstanz angegeschlossen. Belli berichtet dann weiter: „Wir kauften dem Manne einen neuen Kahn und befestigten ihn am Schweizer Ufer. Auf Rheinbolds Fahrten unterstützte ihn sein ältester, damals sechzehnjähriger Sohn. Am „Horn“, einer Uferkante des Bodensees, hatten Vater und Sohn eine Ladung verborgen. Sie wurde in der Nacht auf einen Karren gestellt, durch den Wald und über die Felder von der Staader Seite der Rheinbrücke zu geschoben. Mitten in einem Kartoffelfeld hielten die Rheinbolds still, denn es hoben sich vor ihren Augen lange Schatten in die Höhe. Die Schatten teilten sich und wurden körperlich, kamen mit Sprüngen und wütendem Geschrei auf Vater und Sohn. Der Alte mit den langen Beinern riß aus, der Junge hielt sich mit seinem Rebmesser die Dränger vom Leibe und stoh im günstigen Augenblick in die Nacht. „Haltet die Dieb“, die elendigen Kartoffeldieb!“ schrien die Bauern hinter ihnen drein. Auf dem Karren fanden die Bauern keine Kartoffeln, wohl aber das andere, das sie nach dem Amtsgericht in Konstanz bringen ließen.“

Eine Witternachtsfahrt durchs Kartoffelfeld blieb nicht ungeführt. Die Schweizer wollten Rheinbold nicht mehr in ihrem Lande, wohin er geflohen war, dulden. Der Flüchtling hatte auch nicht einmal Papiere, wie sie jeder anständige Deutsche in der Schweiz aufweisen soll. Darum hieß es über ihn: „Kaus da aus üßern Kanton, usi zue de Schwobe.“

Der Junge kam nach Zürich, wurde Seigerlehrling bei uns, fledete 1878 mit dem „Stab“ des „Sozialdemokrat“ nach London über und stereotypiert heute noch fleißig sozialistische Literatur. Er hat während seines Züricher Aufenthalts noch manchen lähnen Durchgang gemacht. Stodte es am See, so ließ der Postmeister Motteler ihn ausschwärmen, und nie kam er unverrichteter Sache zurück. Einmal blieb er aber aus. Zwei Wochen hörte kein Mensch etwas von ihm, denn er war in Friedrichshafen als „Dieb“ festgenommen worden. In Letztung hielt man ihn gefangen, bis er in der Christnacht, in wilder Freiheitssehnsucht, entwich.“

In Chemnitz schlossen sich die Jugendlichen zu einer Parteiungsmannschaft zusammen. Ihre Hauptaufgabe bestand im Plakateleben, im Einhängen des „Sozialdemokrat“ in die Zeitungshalter der Gastwirtschaften, im Austragen der Flugblätter und im Hissen roter Fahnen auf schwer zugänglichen Höhen. Diese Chemnitzer Jungmannschaft hatte ihren Vorläufer: den „Kleisterklub von 1873“, dessen Hauptaufgabe es war, für die unentgeltliche Verbreitung der Versammlungsanzeigen zu sorgen. Unter den verschiedensten Namen („Vorwärts“, Dramatischer Verein „Heinrich Heine“) hatte eine Jugendlichen-Vereinigung bis zum Ausnahmegesetz fortbestanden.

Am zehnten Jahrestage des Sozialistengesetzes, am 21. Oktober 1888, stiegen viele rote Fahnen empor. So wurde in Othya eine fünf Meter lange und zwei Meter breite Fahne mit der Aufschrift: „Hoch lebe die Sozialdemokratie! 1878/1888“ am Gallberg gehißt. Ein junger Bauhandwerker befestigte sie am Gipfel einer italienischen Pappel. Er kletterte an dieser empor und bestrich beim Hinabsteigen den Baumstamm mit Kleister, der mit Kleinzerschlagenen Glasplittern versehen war. Stoß flatterte die Fahne am Sonntag in das Land und verkündete die Ungebrosenheit der Partei. Polizei und Feuerwehr mußten geholt werden, um ihrer hobhaft zu werden. Eine Leiter wurde angestellt, aber vergeblich. Schließlich mußte die Spitze des Baumes abgeköpft werden.

Ein sehr rühriger „Jugendgenosse“ war auch Philipp Scheidemann. Als er kaum das 18. Lebensjahr vollendet hatte, schloß er sich der gewerkschaftlichen Organisation der Schriftsetzer an. Nach wenigen Tagen trat er der Sozialdemokratischen Partei bei. Der Entschluß kam nicht plötzlich; denn Scheidemann war schon längst mit den verbotenen sozialdemokratischen Schriften vertraut. Er schrieb einmal: „Ich hatte alle die damals verbotenen sozialdemokratischen Schriften, soweit ich sie in den Schubläden der Seiger erwischen konnte, schon als Vehrjunge gelesen.“

Eifrig bemüht, den „Sozialdemokrat“ und die sozialdemokratischen Flugschriften auszutragen, ließ Scheidemann treppauf, treppab. Er erzählt darüber: „Vom Austragen der Flugschriften hätte mich damals keine Nacht der Erde abgehalten. . . Wir sahen unseren Lohn in der erfüllten Pflicht der Schriftwertelung, in der Täuflung der Polizei und der Irreführung der Gendarmen. Ich werde niemals vergessen, in welcher Aufregung sich meine gute Mutter einmal wochenlang befunden hat, als die Polizei ein solches Interesse bekundete für gewisse gedruckte „Wink“, die uns

Planbuch, der damals Abgeordneter für Berlin VI war, von der Hauptstadt mitgebracht hatte. Da ich im Besitz einer größeren Menge dieser Bünde war und unglücklicherweise auch in einer geheimen Versammlung im damaligen „Oesterreichischen Hof“ zu Kassel von einem eindringenden Polizisten erkannt worden war, mußte ich stündlich auf eine Hausfuchung gefaßt sein. Ich informierte also meine Mutter, die auf Verbrennung bestand, sich aber schließlich schweren Herzens bereit fand, die für uns sehr wertvollen Druckfächer in ihre Unterröcke einzunähen, um sie so vor der neugierigen Polizei und mich vor dem Gesängnis zu sichern. Ich selbst wurde derart sorgsam beobachtet, daß es mir absolut unmöglich war, das kostbare Gut aus dem Hause zu schaffen.“

Gemahregelt, mußte er seine Vaterstadt Kassel verlassen und wanderte nach Marburg a. d. Bahn, wo er mit älteren Parteigenossen den Verein „Gemütslichkeit“ gründete, der bis zum Fall des Sozialistengesetzes die Parteiorganisation zusammenhielt.

Nur wenige konnten hier genannt werden, die als Jugendliche in der sozialistengesetzlichen Zeit mitkämpften und treu und aufopfernd der großen Idee des Sozialismus dienten. Wer wollte auch die vielen, vielen jugendlichen Kämpfer hier aufzählen? Mäander ist's oh leider frühzeitig die Augen und kann heute nicht den großen Erinnerungstag, den Kampftag und den Siegestag miterleben.

(Fritz Neubcker in der Oktobernummer der „Arbeiterjugend“.)

Meine erste Flugblattverteilung.

Erinnerung eines Alten.

„Hör', Junge, du mußt heute deine erste Parteiarbeit leisten. Es kommt die Stadtverordnetenwahl, und da müssen wir bei dem elenden Dreiklassenwahlrecht doch alles daransetzen, unseren Genossen Dupont durchzubringen.“ Das waren die Worte, die mein Vater zu mir sprach.

Es war ein schöner Sonntag. Eigentlich wollte ich mit einigen Altersgenossen — ich war 15 Jahre alt — eine kleine Wanderung unternehmen; aber diese Aufgabe reizte mich mehr und ich war flugs dabel, mitzuhelfen. Zu damaliger Zeit war die Parteiarbeit noch etwas, was nicht so ganz offen, zumal an Sonntagen, betrieben werden durfte, denn die „Blauen“ (Schuhleute) waren arg hinterher, wenn einer während der Kirchzeit Flugblätter verteilte.

„Also, mein Junge, du gehst nach der Markusstraße 6 bei Spiedermann und wartest dort, bis ich komme.“

Mein Vater war sehr bedacht auf uns Kinder, obgleich wir nur acht waren. Mit warnender Stimme mahnte er noch: „Trink du kein Bier, wenn dir jemand etwas geben will.“

Also ich zog nach der Markusstraße 6. Die Kneipe lag in einem ziemlich tiefen Keller, aber sie war trotzdem sehr groß und es waren eine Masse Menschen drin; es konnten so 70 bis 80 gewesen sein.

Ich war der einzige Junge. Als ich ganz schüchtern die Tür öffnete, getraute ich mich kaum hinein, der vielen Menschen wegen. Aber da war ein alter Herr, einen großen Gründerhut auf dem Kopfe, der im recht zutraulichen Tone sagte: „Na, du dicker Stöpsel, wat willst denn hier?“ Langsam stotterte ich die Worte: „Ich komme von meinem Vater.“ Alle lachten.

Ja, warum lachten denn all die Männer? Hatte ich mich denn so dumm ausgedrückt? Derselbe biedere Herr fragte mich weiter: „Wer ist denn dein Vater?“ „Krause“, sagte ich. „Gustav“?, war die Rückfrage. Ich wollte es gerade bestätigen, da ging die Tür auf und mein Vater trat in den Schankraum. „Ach, da ist ja Gustav!“, kam es aus aller Munde. Jetzt erfuhr ich durch die Begrüßung, daß der alte Herr Robert Bengels war, damals öffentlicher Vertrauensmann der Partei für den Osten.

Na, jetzt bekam ich meine Arbeit, Flugblätter. Ich traute mir sehr viel zu, die ganze Raupachstraße. „Weißt du, Stif, wie man Flugblätter verteilt?“ sagte ein anderer älterer Mann zu mir.

Ich mußte wohl ein recht dummes Gesicht gemacht haben, denn er ging mit mir zur Seite und weichte mich in die geheimnisvolle Technik des Flugblattverbreitens ein. „Von oben fängste an, von unten ist es falsch, da kann er wat Unanjenhmet leben und eh' de aus't Haus jehst, kieste dir och um, ob keen „Blauer“ da is, denn die find wie de Kosaden, mert dir dett.“

Also, ich hatte meine Gebrauchsanweisung; ich ging los, alles klappete. Noch drei Häuser. Da, im drittorlehten Hause kam das Gewitter. Ich war schon im Hausflur, da höre ich — da ich die Vorderhäuser immer zuerst betreten sollte — ein mächtiges Loben. Es war der Herr Hauswirt. „Verfluchtes rotes Paß, Verbrecher, Banditen, Spießhüben, den Schädel müßte man auch einschlagen.“ Und so schimpfte dieser noble Herr die Treppe hinauf. Jetzt stolperte er die Treppe wieder herunter, da höre ich noch die Worte: „Rote Blundergesellschaft, dett Nos hat von oben anjefangen.“

Da war ich doch mal stolz darauf, daß ich den Rat des alten Herrn befolgt hatte. In den letzten beiden Häusern ging es noch

recht glatt. Im Hinterhaus des letzten Hauses bat mich ein Mieter, mal hereinzukommen in seine Wohnung. Ich tat es; denn erstens hatte ich nur noch vier Mieter zu besorgen und dann machte der Mann einen ganz merkwürdig vertraulichen Eindruck auf mich.

Hätte er gefragt, wer ich sei und wo ich wohne, dann hätte ich nichts gesagt, denn ich dachte an meinen Ratgeber bei Spiedermann: „Laß dir von keenen ausfragen, Junge; een ehrlicher Genosse fragt nich danach, wer man is, der nimmt dett Blatt und macht de Türe zu. Wenn aber eener frägt, denn is dett jewöhnlich 'n Spizhel, vasthehst!“

Na, dieser Mieter schien kein Spizhel zu sein; denn, wenn mir auch damals der Kennerblick fehlte, aber ein Mann, wo noch die Frau mit sieben Kindern beim Morgenkaffee sitzt, und der mir noch eine Schmecke schenkt und ein paar Bonbons und der nach nichts fragt, der konnte kein Spizhel sein.

So ging also meine erste Arbeit für die Partei, die erste Flugblattverteilung, zu Ende. Aber eines darf der Komik halber nicht unerwähnt bleiben, was ich am Ende der Arbeit erst entdeckte. Wie sah mein Papiertragen aus. Er war vollständig durchgeweicht und zu Kleister geworden. Aber Mutter sagte nichts; sie freute sich, daß ich, meines Vaters Bestimmung getreu, meine erste Parteiarbeit verrichtet hatte.

Ihr Jungen und Mädels von heute, es ist jetzt nicht mehr so gefährlich mit der Flugblattverteilung. Kein „Blauer“, kein Spizhel ist hinter euch her. Darum, ran an die Arbeit. Helft der Partei, wenn sie ruft; ich war immer stolz darauf, helfen zu können, bis zum heutigen Tage!

Ruft die Partei, dann sei eure Parole: „Ich mache mit!“

Paul Krause.

Der erste Schritt zur Einheit.

Im „Vorwärts“ ist bereits über die erste gemeinsame Jugendkundgebung des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes, der Zentralkommission für Arbeitersport und Körperpflege und des Verbandes der Sozialistischen Arbeiterjugend berichtet worden. Die Kundgebung ist von großer Bedeutung für die weitere Entwicklung der sozialistischen Jugendarbeit, der durch die einstimmig angenommene Entschließung neue Wege gewiesen werden. Die Entschließung lautet:

„Vor 20 Jahren begannen die Organisationen der sozialistischen Arbeiterchaft Deutschlands, die Gewerkschaften und die Sozialistische Partei, die Erziehung der schulentlassenen Arbeiterjugend im sozialistischen Sinne. Durch gemeinsame Maßnahmen förderten sie die sozialistische Jugendbewegung, die bei Ausbruch des Krieges über hunderttausend Anhänger zählte. Heute umfassen die sozialistischen Jugendverbände etwa 800 000 Jugendliche. Gewerkschaften, Arbeiterportvereine und Sozialistische Arbeiterjugend sind unabhängig voneinander, aber in freundschaftlicher Fühlungnahme tätig, um die heranwachsende Jugend für die Ideen und Aufgaben der Arbeiterbewegung zu gewinnen. Trotz dieser erfreulichen Fortschritte stehen immer noch große Massen von Jugendlichen außerhalb der sozialistischen Bewegung. Es ist auch zweifellos, daß die sozialistische Jugendarbeit noch in erheblichem Maße ausgebaut werden kann. Eine große Steigerung des Umfangs und der Leistungen der sozialistischen Jugendbewegung ist möglich, wenn die drei großen Organisationen sich der Gemeinsamkeit ihrer Erziehungs- und Arbeitsziele stets bewußt sind, enger als bisher zusammenarbeiten und sich gegenseitige Förderung zuteil werden lassen.“

Der Erfolg der sozialistischen Jugendbewegung wird ferner in hohem Maße stets davon abhängen, daß die Masse der erwachsenen Arbeiterchaft ihr sympathisch gegenübersteht und zu aktiver Mitarbeit bereit ist. Mit Stolz kann auf die große Zahl von hingebungsvollen Mitarbeitern geblickt werden, aber im Interesse der gesamten Arbeiterbewegung liegt es, daß die Anteilnahme der gesamten Arbeiterchaft an der Tätigkeit ihrer Jugendorganisationen sich steigert und die Bereitwilligkeit zur Mitarbeit noch größeren Umfang als bisher annimmt.

Die von der Arbeiterchaft errungenen Fortschritte auf kulturellem, wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete gewähren der heutigen Jugend ein größeres Maß von Bewegungsfreiheit als das vor einem Jahrzehnt noch der Fall war. Die durch Krieg und Kriegsfolgen verursachte körperliche und geistige Verelendung der jungen Generation sowie trotz der erreichten Fortschritte verstärkte Inanspruchnahme der jungen Menschen im Wirtschaftsleben, fordert jedoch noch wie vor einen ausreichenden Jugendschutz, der der erwerbstätigen Jugend mehr als bisher Zeit und Gelegenheit zur Selbstbestimmung und zum Ausspannen gibt. Die gesamte Arbeiterbewegung hat sich bereits seit langem mit großer Energie für besondere Jugendschutzmaßnahmen eingesetzt und in politischem und wirtschaft-

lichem Kampf erhebliche Fortschritte erzielt. Darüber hinaus muß jedoch endlich durch die Gesetzgebung sobald als möglich ein verstärkter Schutz der Jugend, besonders auf den Gebieten der Arbeitszeit und des Urlaubs, festgelegt werden.

Der Kampf der sozialistischen Organisationen für die Erfüllung der Forderung: Mehr Freizeit für die Jugend! verpflichtet die erwerbstätige Jugend auch zur finanziellen Verwendung ihrer Freizeit. Die Erfüllung dieser Verpflichtung ist für die arbeitende Jugend nur möglich in den Jugendorganisationen der Arbeiterschaft, die die Jugend einliefern in das große Heer der Arbeiterbewegung; denn arbeitende Jugend und sozialistische Jugendbewegung sind eins!

Jugend in Not.

Alle großen sozialpolitischen Organisationen schenken dem Gesundheitschutz der arbeitenden Jugend immer mehr Aufmerksamkeit. Man erkennt immer mehr den Wert einer vernünftigen und frühzeitig einsetzenden sozialpolitischen Betreuung der Jugendlichen. So hat auch der 32. Krankentag des Hauptverbandes deutscher Krankenkassen, die Spitzenorganisation der Allgemeinen Ortskrankenkassen, sich in einem besonderen Tagesordnungspunkt mit der Fürsorge für gesundheitlich gefährdete Jugend beschäftigt. Prof. Thiele-Dresden behandelte die ärztliche und Geschäftsführer Raay-Berlin die wirtschafts- und sozialpolitische Seite des Problems.

Bei der Begründung ihrer Forderungen gingen sie von folgenden Gesichtspunkten aus: Kindheit und Jugend sind Entwicklungs- und Vorbereitungszeiten. Treibende Anlagen geben in erster Linie dem körperlichen und geistigen Zustand des Menschen die Richtung; weitestgehend bestimmt aber auch die Umwelt Entwicklung und endgültige Form des Körpers. Da nun der jugendliche Mensch im Alter von etwa 14 Jahren ab in der Reifungszeit steht und damit in der Zeit größter körperlicher und geistiger Spannung und Schwankungen, so hat er nicht nur seine Gesundheit zu erhalten, d. h. wie der Erwachsene seinen Bestand zu bewahren und Verlorenes zu ersetzen, sondern auch neue Körperbauteile anzusetzen und neue Kräfte und Leistungen zu entwickeln; er wächst und will reif werden. Diese Anforderungen: Bestandhaltung, Erhalt, Wachstum und Reifung bedingen erhebliche Ansprüche an die Gesundheit. Ansprüche, deren Nichterfüllung bei der Mehrzahl der Jugendlichen sich in ihrer auffälligen Krankheitsanfälligkeit gegenüber der Schulzeit ausdrückt. Und ausgerechnet in diese kritische Zeit fällt bei der Mehrzahl der Jugendlichen das Ausscheiden aus einer mehr oder weniger auch ärztlich überwachten Schulzeit mit regelmäßigen Wechsel zwischen Arbeit und Ruhe durch den Eintritt in die Erwerbsarbeit als jugendlicher Arbeiter oder Lehrling, wo vor allem Freizeitzeiten recht knapp bemessen sind.

Aus diesen Gründen wird deshalb von den Krankenkassen aus ärztlichen und bevölkerungspolitischen Gründen gefordert:

- a) daß Staat und Gesellschaft in ihrem eigenen Interesse die Pflicht übernehmen, die geschädigten natürlichen Tatsachen als Grundlage ihrer gesetzlichen Maßnahmen anzuerkennen;
- b) daß die Wirtschaft in der Gestaltung der Arbeit das Alter des Jugendlichen als Werde- und Reifungszeit besonders berücksichtigt.

Die praktische Auswirkung dieser Forderungen habe zu bestehen:

- a) in einer Überprüfung der bestehenden gesetzlichen Vorschriften im Sinne einer Verbesserung und eines Ausbaues des Jugendschutzrechtes (Freizeit usw.);
- b) in der Schaffung von Einrichtung und Durchführung von Maßnahmen, die ein stammgemäßes, der natürlichen Entwicklung der in das Erwerbsleben und in die Arbeit hineinwachsenden Jugend entsprechendes Leben gewährleisten (Wanderherbergen usw.).

Die Versicherungsträger (Krankenkassen) als wirtschaftlich beteiligte Hüter der Volksgesundheit haben natürlich das größte Interesse daran, daß der jugendliche Nachwuchs nicht widerstandslos in Arbeit und Beruf eintritt, sondern auch als neuer Teilhaber der Versicherung solange wie möglich sich gesund und arbeitsfähig erhält.

Aus der Bewegung

Arbeitswoche in Tännich.

Herbst ist oben in Tännich. In 500 Meter Höhe ist's kühler als bei uns unten in der Stadt. Rot, braun und gelb gefärbte Blätter weht der leise Windhauch zur Erde. Laub raschelt zu unseren Füßen, spazieren wir durch den Park unseres Friedrich-Ebert-Heims. Nur die Tannen und Fichten haben ihr grünes Kleid an. Ein malerischer Anblick, die herbstlich gefärbten Laubbäume, die dunkelgrünen Tannen und Fichten und das frische Grün der Winterfaat auf dem Acker.

Die wenig wärmende Mittagssonne lodt uns hinaus in die nächste Umgebung des Heims und wir genießen den Ausblick vom Tännichberg. Doch ein leichtes Frösteln treibt uns immer wieder in die farbenprächtigen Räume unseres Ferienheims, wenn die Sonne

hinter Wolken verschwindet oder schon tief am Horizont steht. Wenn aber gar vom trüben Himmel ein leichter Regen niedersfällt, stehen wir in unserer freien Zeit in der Haustür, die Hände tief in die Hosentaschen vergraben und schauen hinaus oder sitzen im warmen Lesezimmer und studieren die ausgehängten Zeitungen und die Bücher der kleinen Bibliothek.

Jedenfalls, das richtige Arbeitswetter war in der Zeit vom 23. bis 29. September, als oben im Ferienheim junge Menschen aus allen Ecken Deutschlands zu einem Sprechchor, Laien- und Jugendspielereinkursus des Hauptverbandes der Sozialistischen Arbeiterjugend zusammenkamen. Da waren Hans Reimanns Landsleute mit dem hartgesprochenen „P“ und die von „Frankfurt und Offebach am Mah“, die „Baliner“ nicht zu vergessen und viele aus anderen Gegenden mit anderen Dialekten. Alle Berufe waren vertreten. Vom Bergarbeiter über den Angestellten bis zum Volksbühnensekretär und Tänzer. Eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, verbunden nur durch ihre sozialistische Bestimmung. Und das genügt, um innerhalb kürzester Zeit ein harmonisches Gemeinschaftsleben zu gestalten. Nicht zum wenigsten hat dazu die gute Aufnahme und Verpflegung im Heim und die bereitwillige Einigung der Referenten in die Gemeinschaft beigetragen. In dieser Gemeinschaft wurde freudig und erfolgreich gearbeitet.

Genosse Johannesson, der Leiter des Hamburger Sprechchors, von der Aufführung Schönauks „Jugendtag“ und Brögers „Rote Erde“ auf dem Hamburger und Dörmunder Reichsjugendtag her bekannt, behandelte das ihm liegende Thema, und Walter Eschbach, Berlin, behandelte das Gebiet der Laien- und Jugendspiele. August Albrecht besetzte dann noch zwei der freien Abende um über das Organisatorische von Festen und Feiern zu sprechen. Neben dem Theoretischen der einzelnen Themen wurde der größte Teil der Arbeitszeit mit praktischer Betätigung auf den beiden Gebieten ausgefüllt. Bis in die wenige Freizeit hinein, in der man sich auf die eigentlichen Arbeitsstunden vorbereitete, reichte die Beschäftigung. Praktische Sprechchorübungen, bei denen auch die Frage der Bewegung, der Musik und der Bühnengestaltung besprochen wurde, wechselten mit der Uebung von Laien- und Jugendspielen ab. Auch das Stegreispieler wurde einer Behandlung unterzogen und praktisch ausgeprobt. Harry Domela, der falsche Prinz, Amanulla und die heilige Theresie von Komersreuth trugen sehr zur Belustigung der Teilnehmer bei, wozu auch Karl Heintz, unseres Heimverwalters, Garderobe herhalten mußte. Die Erfahrungen der einzelnen Bezirke wurden aufgezeigt und untereinander diskutiert. Manche Anregung wurde gemacht, die sicherlich von vielen ausgenutzt werden kann. Einige Zeitnehmer, die sich bisher nur zaghaft an manche neuen Dinge herangewagt hatten, erfuhren, daß sie auf dem richtigen Wege waren. Ausführlich wurden auch die Unterschiede zwischen Berufsschauspielern und Laienspielern behandelt. Besonders gewarnt wurde davor, daß man es den Theatervereinen gleichtue und sich an Dramen und Schauspiele heranwage, die niemals von Laien und mit unzureichenden Bühnennitteln zu spielen seien. Nur das besonders für Laien geschriebene Spiel und nur ganz wenige Szenen aus Theaterstücken sind für unser Spiel geeignet. Daneben sollte man allerdings das Stegreispieler in seiner heiteren Art, besonders wenn die Gruppen unter sich sind, pflegen. Aber auch für öffentliche Feiern (Bunte Abende) ist es geeignet, wenn die Idee und der Inhalt des Spiels, eventuell auch der Text vorher zu Papier gebracht ist.

Mittwoch war freier Tag im Kursus. Mit dem Postauto fuhren wir ins Schwarzwald, wanderten durch Täler und über Berge Thüringens und abends ging es wieder mit dem Postauto zurück zum Heim. Zweimal wurde unterwegs noch gehalten, um die alte romanische Klosterkirche Paulinzella und die Burgmauer Ehrenstein zu besichtigen. Mächtige Steigung nahm das Auto, durchfuhr dann tiefe Täler und durchgerüttelt kamen wir wieder zurück nach Tännich, nicht ohne daß so mancher Apfel und verschiedene Pflanzen der Obstbäume an der Chaussee an unseren Händen hängen geblieben waren.

Am anderen Tage aber ging es wieder früh an die Arbeit. Die nun freien Abende füllten die Teilnehmer selbst aus. Ein Volkstheater- und Ballabend, ein Dialektabend und die Abschiedsfeier, die schon am Freitagabend stattfinden mußte, denn einige der Teilnehmer mußten schon Sonnabend früh in die Heimat zurück, und die sogar von einigen Dorfbewohnern besucht war, die von einem Maskenzug der Schmölkerspieler am Donnerstag eingeladen waren. Das Abendbrot hatte Karl Heintz mit viel Geschick zu einem Abschiedsessen angestaltet. Weiß gedeckte Tische waren mit herbstlichen Waldesarrängen geschmückt und das Essen selbst stimmte die Teilnehmer festlich. Aus dem Herzen kommende Dankesworte der Teilnehmer und Referenten untereinander, die auch der Heimverwaltung galten, beschloßen den Kursus offiziell, trotzdem man noch am Sonnabend vormittag arbeitete.

Sonnabend mittag war letztes gemeinsames Essen im Heim. Danach packten viele ihren Koffer und mit leichtem Gruß und Dank schied man lächer voneinander. Wir Berliner hatten ursprünglich die Absicht, bis Sonntag früh dort zu bleiben, doch durch Auflösung der Gemeinschaft war alle Lust vergangen, so daß auch wir unser Kännel schnürten und mit zum Autobus zogen, der uns zum Bahnhof Rudolstadt brachte. Noch lange winkten die wenigen Zurückbleibenden uns nach und so mandem waren die Augen feucht, denn wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen, die wir da oben zusammengearbeitet haben. Von Rudolstadt aus brachte uns der Zug in wenigen Stunden in die Heimstadt, die Stadt, in der die in Tännich gewonnenen Erfahrungen in die Tat umgesetzt werden sollen.

Karl Birnbaum.